

16. bis 18. September 2011, Frankfurt a. M.

Deutscher Werkbundtag 2011: «leben // gestalten»

Der Deutsche Werkbund (DWB) hat sich für seinen Werkbundtag zu einem sehr grundsätzlichen Thema entschlossen, mit dem er gleichzeitig ganz nah an seinem Selbstverständnis ist: «leben//gestalten».

So diffus es auf den ersten Blick scheint, so anspruchsvoll wirkt das Grundmotto auf seine Behandlung: In einem interdisziplinär besetzten Kongress werden zentrale Gesellschaftsfragen des beginnenden 21. Jahrhunderts unter einem erweiterten Gestaltungsbegriff thematisiert.

Zwei Eröffnungsvorträge am 16. September spannen einen Bogen von der Gründungsphase des Deutschen Werkbunds zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis zu den aktuellen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dieses Jahrhunderts.

Der Kongress am 17. September sieht vier Themenblöcke mit insgesamt acht Referaten aus unterschiedlichen Bereichen der Geistes-, Gesellschafts-, Erziehungs-, Umwelt-, Natur- und Wirtschaftswissenschaften vor:

I. Leben in Städten – über den Einen und die Anderen. Der Themenblock befasst sich mit den soziologischen und philosophischen Aspekten des Zusammenlebens in modernen Gesellschaften.

Prof. Dr. Jens S. Dangschat, Soziologe, Wien: «Leben in Parallelgesellschaften»

Prof. Dr. Martin Seel, Philosoph, Frankfurt am Main: «Der Eine im Raum der Vielen – Versuch über die Landschaft der Stadt»

II. Selbstermächtigung und Partizipation – über Teilhabe an Politik, Gesell-

schafts- und Gestaltungsprozessen. Dieses Panel fragt nach der Einlösbarkeit von Menschenrechten als Versprechen und Herausforderung demokratischer Gesellschaften. Folgende Vorträge mit anschliessender Diskussion:

Dr. Konrad Hummel, Kommunalberater, Berlin: «Teilhabe als Gestaltungsbeitrag zu Stadtgesellschaft»

Adrienne Goehler, Psychologin, Berlin: «Freiheit Gleichheit Grundeinkommen»

III. Gebrauch versus Verbrauch/Von Menschen und Dingen – über Produktion und Konsumtion. Dieser Block thematisiert neue Ansätze verantwortlichen Handelns und Wirtschaftens.

Dr. Albrecht Göschel, Soziologe, Berlin: «Anpassung, Distinktion und Steigerung – Konsum nach dem Ende des «Vollkommenen Gegenstandes»

PD Dr. Ulrich Thielemann, Wirtschaftsethiker, Berlin: «Soziale Marktwirtschaft, Einbettung und der Sündenfall der Ökonomik – Wider die Elimination marktfremder Gesichtspunkte aus dem Wirtschaften»

IV. Ein Leben nach dem falschen/Mensch und Verantwortung – über den Umgang mit materiellen, geistigen und ideellen Ressourcen. Die Referenten untersuchen vorhandene Potenziale und ihren möglichen Einfluss auf gesellschaftliche Entwicklungen.

Dr. Matthias Burchardt, Erziehungswissenschaftler, Köln: «Krise und Verantwortung – Prolog des Dritten Humanismus»



Prof. Ernst Ulrich von Weizsäcker, Naturwissenschaftler, Emmendingen: «Weniger materielle, mehr geistige Ressourcen – heutzutage werden materielle Ressourcen verschwendet. Eine revolutionäre Verbesserung steht an.»

Zu der Führung «Spektrum – Hellerhof, Westhafen, Europaviertel» durch drei Quartiere im Frankfurter Westen lädt der Werkbund Hessen, genauer: Petra Schwerdtner, dipl. Kulturwissenschaftlerin aus Frankfurt, abschliessend am 18. September ein.

Wir laden Sie herzlich ein, am deutschen Werkbundtag teilzunehmen. Den Flyer mit dem Anmeldecoupon können Sie von unserer Webseite www.werkbund.ch herunterladen – oder Sie entnehmen weitere Informationen, Änderungen und aktuelle Hinweise der Webseite des Deutschen Werkbundes: www.deutscher-werkbund.de/.

Werkbund erAhnen (2): Zu Besuch bei Werner Blaser

Blaser oder die Suche nach Erkenntnis



Bernd Zocher im Gespräch mit Werner Blaser. Bilder: Claudia Britt/blaserarchitekten

So fängt ein Berufsleben an: Der 18-jährige Werner Blaser geht 1942 in eine Schreinerlehre, genauer gesagt: in eine Lehre als Möbelschreiner, und ziemlich sicher ist ihm zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar, dass er damit einen Grundsatzentscheid für sein weiteres Leben getroffen hat.

Es sind schwere Zeiten. Der schrecklichste Krieg, den die Welt je gesehen hat, tobt um das Land herum, das sich von den faschistischen Achsenmächten Deutschland und Italien bedroht sieht. Hunderttausende Wehrmänner stehen im Aktivdienst an den Grenzen des Landes. Die Lebensmittel unterliegen einer Rationierung, die erst 1948 aufgehoben werden wird. Just zu dem Zeitpunkt, als bekannt wird, dass die Deutschen die deportierten Juden im russischen Osten umbringen, beschliesst der Bundesrat das totale Einreiseverbot für Flüchtlinge. Ein Aufschrei in der Öffentlichkeit ist die Folge – mit der Konsequenz, dass sich an vielen Orten die Menschen nicht an diesen Beschluss halten.

Es ist nämlich auch eine Zeit des Bürgersinns und des Zusammenrückens. Mit der «Geistigen Landesverteidigung» versucht

man, den Widerstandsgeist der Bevölkerung zu stärken. Der ein Jahr zuvor gedrehte Film «Gilberte de Courgenay» mit Anne-Marie Blanc treibt den Zuschauern die Tränen in die Augen. Eine Zivilgesellschaft in einer Epoche der Anomalien versucht alles, um sich weiterhin als «normal» zu situieren. Und diese merkwürdige Atmosphäre zwischen Angst und Bedrohung auf der einen und des Willens um den Erhalt bürgerlichen Zivilgeistes auf der andern Seite hat eine ganze Generation geprägt.

Für Werner Blaser war sie in gewissem Sinne auch ein persönlicher Glücksfall, denn seine Auseinandersetzung mit Material und Form gewinnt während der Lehre und an der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel zunehmend an Kontur. Einer von Blasers Lehrern ist Paul Artaria (1892–1959). Artaria ist nicht nur Architekt – er hat sich das selbst beigebracht –, er dilletiert auch in der Innenarchitektur, und gerne gestaltet er auch Bühnenbilder fürs Theater. Durch ihn wird Blasers Liebe zu Material und zum Haptischen gefördert, und durch Artaria wird Blaser auch ans Zeichnen herangeführt. Werner

Blaser wird viel von ihm lernen und noch fast 70 Jahre später resümieren: «Von Paul Artaria habe ich gelernt, zu skizzieren». Das ist eine Fähigkeit, die Blasers ganzes Leben prägt.

Nach Lehre und Kunstgewerbeschule ist die Neugier des jungen Mannes ungebrochen. Er beschäftigt sich nicht einfach mit Material und Gestaltung, sondern ihn interessieren die Dinge hinter den Dingen, und er beschliesst, aus dem bisherigen Leben auszubrechen.

In für sein Leben schicksalsschwangerem Jahr 1948 nimmt er sein Velo, fährt zum Basler Bahnhof SBB, kauft sich ein Billett nach Dänemark und fährt los. Im trockenen Humor Werner Blasers hört sich das dann so an: «Und dann fuhr ich 1948 nach Dänemark – da gabs Sie noch nicht, nehme ich an...» Das stimmt; der Besucher war noch nicht einmal angedacht.

Zu diesem Zeitpunkt ist der Zweite Weltkrieg gerade drei Jahre vorbei. Erst langsam kommt so etwas wie Normalität auf dem zerbombten Kontinent auf, auch wenn es an der Peripherie Europas und auf andern Erdteilen brennt. 1948 ist auch das Jahr der Gründung Israels und des Beginns des ersten Palästina-Kriegs. Es ist das Jahr der Berlin-Blockade durch die Sowjets und der «Luftbrücke» (man mochte geradezu spüren, wie aus dem heißen der Kalte Krieg zu werden beginnt). Indien und Pakistan trennen sich unter furchtbaren Greueln, und in diesem schicksalshaften 1948 wird Mahatma Gandhi ermordet.

Andererseits kommt man auch nicht darum herum: Trotz Kaltem Krieg wird es friedlicher in Europa. Es ist das Jahr der Olympischen Winterspiele in St. Moritz und der Sommerspiele in London. Willi Studer beginnt mit dem Bau der Revox-Tonbandgeräte, und der Greyerzersee wird

als der längste Stausee der Schweiz eingeweicht. Die Grenzen werden nach vielen Jahren der Isolation – zumindest in Mitteleuropa und im Westen – durchlässiger.

Aber die Spuren des kollektiven Tobens sind noch sichtbar. Wenn Werner Blaser auf den Kursbuchlinien 22 und 23 der deutschen Reichsbahn durch das französische, amerikanische und britische Besatzungsgebiet nach Norden fährt, sieht er nicht viel von den Orten entlang der Strecke, an denen der Zug in den Bahnhöfen hält; die Innenstädte von Freiburg i. Br., Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt a. M., Hannover und Hamburg sind bis auf die Grundmauern niedergebombt, und im Jahre 1948 hat man gerade mal die nötigsten Infrastrukturarbeiten erledigt. Dem jungen Werner mag das Bibelwort von jenen, die Wind säen und Sturm ernten (Hos 8:7), durch den Kopf geschossen sein.

Wir sitzen in einem schlichten Raum des Architekturbüros seines Sohnes – selbstverständlich auf Blaser-Möbeln. Sein eigenes Büro hatte Werner Blaser von 1955 bis 2007 in der St. Alban-Vorstadt gehabt. Jetzt ist er dabei, sein ganzes, ungeheuer produktives, berufliches Leben zu dokumentieren. Er war ja nicht nur Möbelschreiner und Architekt, sondern auch Fotograf, und über seine Arbeit als Autor und Herausgeber von Büchern über Gestaltung wird noch zu sprechen sein. Immerhin weist die Deutsche Nationalbibliographie im Zusammenhang mit ihm 131 Titel auf, selbst von ihm herausgegeben oder zumindest mit seiner Beteiligung erschienen.

Blaser ist ein ruhiger, fast scheuer, sympathischer Mann; er ist zurückhaltend, und man muss ihm manchmal die Informationen geradezu aus der Nase ziehen. «Mein Leben ist in meinen Büchern dokumentiert», sagt er lakonisch. Irgendwie ist das auch verständlich. Seine unbedingte Suche nach Erkenntnis hat ihn gleichsam dazu gebracht, seine jeweils neuen Entdeckungen sofort wieder in ein Buch zu stecken, und die Bücher sind ihm ganz sicher wichtiger als seine Architektur. «Mein Leben, meine Kunst habe ich mir immer selbst eingeteilt», sagt er. Es ist der klassische, individuelle, kartesianische Erkenntnisprozess.

Dänemark ist nicht der Endpunkt, sondern der Ausgangsort seiner Welterkundung. Skandinavien ist weitgehend unbeschädigt geblieben, und daran hat auch die deutsche Besetzung in Dänemark nicht viel geändert. Zuerst geht es nach Schweden, dann nach Bergen in Norwegen, dann wieder nach Schweden, nach Stockholm. Überall besucht er Orte, Museen, Plätze; überall nutzt er sein Zeichentalent und hält mit dem Stift fest, was er sieht, vorzugsweise Möbel. In Stockholm trifft er bei einem Anlass den Architekten Alvar Aalto (1898–1976). Der grosse Finne hatte halb Skandinavien mit seinen Bauten überzogen. Inspiriert vom Bauhaus und dem Deutschen Werkbund, wurde er zum Protagonisten der «Organischen Architektur».

Das Treffen nutzt Blaser zur Frage, «...ob ich bei ihm arbeiten könne. Da sagte er, das sei sehr schwierig, er bekomme jeden Tag ganze Bündel Briefe von jungen Architekten, die bei ihm arbeiten wollten. Dann fragte ich, ob ich ihm schreiben dürfe. Er sagte ja, und dann schrieb ich ihm, ich käme, wenn er mir nicht absage. Ich wusste, die Finnen schreiben nicht gern. So bin ich hingekommen. Ich war dann Praktikant bei der Artek unter Aalto.»

Artek? Das ist jene von Alvar und Aino Aalto, Maire Gullichsen und Nils-Gustav Hahl gegründete Firma, die sich dem Verkauf von Möbeln verschrieben hat und unter anderem mit Ausstellungen für eine moderne Wohnkultur wirbt. Man kann sich das gut vorstellen. Der junge Mann mit den neugierigen, melancholischen Augen steht plötzlich vor der Tür, und wenn er dann schon mal da ist... Wie er dann durch die Gänge von Aaltos Büro in Helsinki schlich oder an den grossen Zeichentischen stand, mag Aalto noch gefallen haben, denn wie der Försterssohn Aalto hat auch der Möbelschreiner Blaser eine hohe Affinität zum Holz.

Werner Blaser spricht nie wirklich über seine persönliche Entwicklung, sondern verweist immer auf seine Bücher. Aber man ahnt, dass die Zeit bei Aalto in dem jungen Mann das Schemen einer ästhetischen und moralischen Haltung hinterlassen haben mag, die sich unter anderen Einflüssen verfestigte.



Drei Bücher aus der blaserschen Erkenntnisfabrik: Sein erstes Japan-Buch, dann zwei Bücher über Ludwig Mies van der Rohe, darunter «The Art of Structure».

«Ich bin dann», berichtet Blaser, «direkt von Helsinki nach Chicago mit einem Schiff gefahren, ich bin gar nicht mehr vorher in die Schweiz zurückgegangen.» Er landet in der von Lazlo Moholy Nagy 1939 gegründeten School of Design in Chicago, die inzwischen zu einer Abteilung des Illinois Institute of Technology (IIT) geworden

legend vertieft. Alimentiert mit Goldberg's Geld und ausgestattet mit einem Eidgenössischen Kunststipendium fährt er nach Japan.

«Mich hat das japanische Wohnhaus interessiert», erzählt Blaser, «ich kam mit einem Frachter nach Japan und hatte nur

Blaser ist ein guter Beobachter. Er nimmt erst einmal das Selbstverständliche wahr, was bekanntermassen keine Selbstverständlichkeit ist: «In Japan ist alles so klein und beschränkt sich auf einen kleinen Raum. Sie haben alles, was es gibt, auf Wohnzimmergrösse reduziert. Meine Gedankenwelt liegt in Japan, aber man muss auch festhalten: Das Chinesische ist in Japan weiterhin überall erkennbar. In Chicago hatte ich zwei Chinesen kennengelernt – die Architektin arbeitete bei Mies, der Bruder bei Gropius. Die beiden haben mir den Fernen Osten näher gebracht.»



«Möbel kann man herstellen, aber da ist die handwerkliche Ader doch notwendig.»

war. Aber das war nichts Rechtes; er war vielleicht auch schon zu alt dafür: «Diese Schule war für mich grauenhaft, und dann musste man sich mit diesen Teenagern herumboxen ... ich bin dann mehr in das IIT gegangen. Dort habe ich auch Mies van der Rohe kennengelernt. Mies hat ja keine Vorlesungen gehalten; er ging an einen Tisch, um etwas zu erläutern, und dort durften sich alle hinsetzen, die wollten.»

Noch ist der Kontakt nicht eng, aber ganz sicher mag der junge Blaser so etwas wie eine Epiphanie gehabt haben und mit ihr das Gefühl, dass sich da ein lebenslanger Arbeits- und Freundschaftskontakt ergeben könnte. Eine kurze Zeit arbeitet er beim Chicagoer Architekten Bertrand Goldberg, einem Schüler van der Rohes. Mit dem ergibt sich ein amüsanter Gehaltsgespräch: «Er [Goldberg] sagte dann, er sei nicht am Geld interessiert, ich solle einfach sagen, wieviel ich benötigte. Das liess ich mir dann nicht zweimal sagen ...»

Japan. Blasers Reise dorthin ist zwar nicht der Dreh- und Angelpunkt seines Erkenntnisprozesses, aber in der japanischen Philosophie und in der Architektur sieht Werner Blaser etwas, was seine Auseinandersetzung mit Mies van der Rohe grund-

eine Adresse, und das war die von Yoshida [Yoshida Tetsuro, 1894–1956].» Yoshida vermittelt ihm für die Unterbringung einen Freund, der Psychiater an der Universität ist, und einen seiner Assistenten. «Seine Assistenten konnten perfekt deutsch, der Philosophie wegen.» So kommt Blaser am Rande mit einer ebenso bewundernswürdigen wie in seinen Konsequenzen dramatischen Eigenschaft der öffentlichen japanischen Kultur in Kontakt. Seit der Meiji-Revolution (1868) hatte die japanische Gesellschaft in einer geradezu atemberaubenden Geschwindigkeit den als Schmach empfundenen Rückstand zu den westlichen Gesellschaften aufgeholt. Deutsche Philosophie und deutsche Musik genossen höchste Wertschätzung – aber die Kehrseite ist, dass sowohl die deutsche wie die japanische Gesellschaft mit dem Kriegsende 1945 ihr Sodom und Gomorrha erleben.

Diesen Teil des japanischen Dramas hat Werner Blaser nicht erlebt, im Gegenteil: «Ich habe noch das alte Japan kennengelernt.» Aber auch das alte Japan ist nicht mehr ganz so alt: «Ich war ein halbes Jahr da und habe fotografiert, notiert und aufgenommen. Es war eine Zeit, wo Baseball gerade populär wurde; die Japaner waren schon besser als die Amerikaner.»

Das Resultat all dieser Bemühungen ist Werner Blasers erstes Buch über Japan, inzwischen in den Antiquariaten eine begehrte Trouvaille: «Tempel und Teehaus in Japan» im Verlag Urs-Graf, Lausanne. Der Umschlag ist von Armin Hofmann, und die Innengestaltung ist von Richard Paul Lohse inspiriert. Zuerst befürchtet Blaser, man werde ihn kreuzigen ob seiner Unwissenheiten: «Bei dem Buch «West meets East» habe ich immer gedacht, ich würde gebohdigt. Aber keiner ist gekommen ...» Im Gegenteil – die Wirkung dieses Buches ist gewaltig. Noch heute spürt er sie: «Bei uns ist jetzt neuerdings ein Japaner tätig, und heute morgen kam er mit meinem ersten Buch und wollte es signiert haben ...»

Auf jeden Fall katapultiert die editorische Tätigkeit seinen Autor in eine völlig neue Dimension: «Dann schickte ich das Buch Mies van der Rohe; ich hatte mir ja Japan mit den Augen Mies' angesehen. Er war begeistert und meinte, er wolle mit mir ein Buch machen. So bin ich in die grosse Welt der Architektur eingestiegen.» Und fast entschuldigend schiebt Werner Blaser nach: «Ich ging ja nicht zu Mies, weil er berühmt war.»

Nein, so war es sicher nicht, obwohl Mies van der Rohe schon damals einer der ganz Grossen der Moderne war. Da ist auf der einen Seite der Maurerlehrling und Sohn eines Steinmetzes Mies und auf der anderen der Schreinerlehrling Blaser. Beide werden blendend miteinander zurecht kommen. Blaser meint fast lächelnd: «Ich kam ja dazu wie ein Hund zu einem Tritt – ohne dass ich mich anstrengen musste.» Und aus dem Buchprojekt wird für Blaser so etwas

wie eine zweite Lehre... «Und was hat er gemacht? Er hat mir seine Baulehre beigebracht. Das war mein Einstieg und meine Welt.»

Es ist wohl die Herkunft aus dem Handwerklichen, die beide über das Interesse an der Architektur hinaus verbindet; im letzten Topos ist Mies van der Rohe sowieso der Mentor. Nicht nur, dass sie miteinander Deutsch sprechen. («Mies hat so ein wunderbares Deutsch gesprochen. Ich habe das noch am Ende meines Lebens in den Ohren.») Immerhin hat sich Mies beim Berliner Architekten Bruno Paul in seiner Jugend auch mit Möbelentwürfen beschäftigen können und Mies zu einem begeisterten Möbelbauer werden lassen, eine Tatsache, die den jungen Blaser naturgemäss fasziniert. «Möbel kann man herstellen, aber da ist die handwerkliche Ader doch notwendig.» Und die hatte der alte Aachener: «Er hat ja Steinmetz gelernt und Stuck gezeichnet.»

«Alle die zu Mies wollten, die wollten oben beginnen, aber ich habe mit ihm in der Sprache eines Schreiners gesprochen.» Das mag Mies van der Rohe an seine eigene Lehre erinnern haben. «Man beginnt die Arbeit morgens um sieben, dann muss man um zwölf Uhr über die Mittagspause eine Leimarbeit machen, damit sie nachmittags getrocknet ist. Das sind elementare Dinge im Leben. Ich musste immer bis fünf oder sechs Uhr diese Arbeit abschliessen. Diese Art zu arbeiten bringen Sie nicht mehr weg. Das soll auch nicht weg.»

Man kann nur spekulieren, aber der junge Blaser mag dem alten Mies (Mies ist zu diesem Zeitpunkt bereits Ende 60, Blaser gerade Anfang 30) wie eine Reminiszenz aus einem früheren Leben vorgekommen sein. Der Nationalsozialismus hatte ja in seiner archaischen Kulturlosigkeit in fast allen Künsten tiefe Breschen in die deutsche Kultur geschlagen, ein Vorgang, von dem durch die Emigration vor allem die westlichen Zielländer profitiert haben. Aber umgekehrt hatten sich viele Künstlerinnen und Künstler in den angelsächsischen Ländern zwar eingelebt, fanden sich aber dennoch tendenziell heimatlos. Jeder Emigrant, wohin es ihn auch verschlagen haben mag, berichtet das.

Mies van der Rohe ist gleichwohl angekommen. Chicago ohne ihn ist so, wie es steht, nicht denkbar. Da hatte ein Mensch endlich den Raum für seine Ausdrucksformen gefunden, und der war in den USA. Und wenn sich die Möglichkeit ergibt, das Alte mit der Gegenwart zu verbinden – umso besser. Werner Blaser scheint für den alten Herrn die mediatorische Person zwischen Neuem und Altem gewesen zu sein: «Ich war sicher ursprünglich anderthalb Jahre, dann ein halbes Jahr mit Mies zusammen. Er bot mir an, ich solle alle Dinge des Büros benutzen, aber ich meinte: «Ich mache alles selbst.» Ich wollte nicht die üblichen Klischeefotos haben.» So wird Werner Blaser auch noch Architekturfotograf.

Blaser hat Mies einmal in einem Interview treffend skizziert: «Er war eigentlich eher zurückhaltend, fast etwas schüchtern, aber immer voll da. (Wenn er kam, sass er) erst einmal für einige Zeit in seinem Stuhl. Irgendwann habe ich gefragt, ob er sich dort ausruhen würde, da hat er gesagt, er würde arbeiten. Mies hat im Stillen alle Projekte



«Mich hat das japanische Wohnhaus interessiert.»

durchdacht und kam dann von Tisch zu Tisch, um Korrekturen anzubringen. Die ganzen Entwicklungen in seinem Büro hat er selbst geführt. Er konnte jederzeit mitreden, war sehr intelligent und ein großer Ästhet. Ich glaube, sein stärkstes Organ waren die Augen. Seine Modelle hat er ohne Statiker entwickelt, die kamen erst später. Proporti-

onen konnte er selbst genau festlegen. Mies hat immer gesagt: «Wenn das Modell gut ist, dann ist auch die Statik gut.» Er war wirklich ein Baumeister. Die echte Baukunst stammt von ihm.»

Jetzt ist die nächste Obsession Werner Blasers fällig. Es ist das Büchermachen. Nach dem Japan- und dem ersten Mies-Band kann Blaser gar nicht mehr aufhören. Und er kommt zur rechten Zeit damit. Nach dem Zweiten Weltkrieg ist der Drang nach Wissen gewaltig – und mit ihm auch das Bedürfnis nach jeder Art von Literatur. Bis in die Siebzigerjahre werden die Wirtschaftswissenschaften von einem «Verkäufermarkt» sprechen, was meint, dass die Menschen ganz wild sind nach gedruckter Ware und Wissen und den Verlagen die Bücher fast aus der Hand gerissen werden. Werner Blaser teilt den Drang mit seinen Mitbürgern, und so wirft er sich in die Projekte. Doch verglichen mit heutigen Produktionsweisen wirkt das Büchermachen jener Zeit fast archaisch.

Wenn der Autor und Herausgeber Blaser also ein Buch herausgeben will, schreibt er ein Manuskript mit der Schreibmaschine. Das Manuskript wird dann von einem Setzer in der Regel mit einem Linotype-Setzgerät (rund zwei Tonnen schwer!) noch einmal abgetippt, nach Anweisungen über Spaltenbreite und Schriftgrösse gesetzt und auf Barytpapier als Muster und zur Korrektur abgezogen. Zeilenweise müssen im Blei die Korrekturzeilen ausgetauscht werden. Blaser hat dann ausserdem vorher eine grobe Maquette erstellt, die Grössenverhältnisse seiner Fotografien vermassst und für den Lithographen zubereitet. Der wiederum nimmt die Bilder ganz traditionell, ganz analog, auf und macht Abzüge, damit man mit ihnen die Maquette weiter bearbeiten kann. Gern stellt man in Büchern separate Bildteile zusammen, ganze Seitenfolgen mit 16 Seiten, weil die zusammengefasste Bildproduktion auf gestrichenem Papier wirtschaftlicher ist.

Wenn der ganze Umbruch «steht», also für den Druck bereit ist, werden für den Bildteil Matrizen gezogen, und für den Textteil fixiert der Metteur den gesetzten Bleisatz; das ist der Mann (und es waren damals alles Männer), der die gesetzten Kolumnen in einen Metallrahmen passt und dort für die Druckvorlagen festschraubt.

All das ist sehr aufwändig – aber es ist auch ausnehmend befriedigend, denn es reproduziert gewissermassen den Erfolg des handwerklichen Gestus', der jeder Tätigkeit eigen ist, die ein materielles Resultat zeitigt. Herausgeber wie Setzer und Drucker haben Freude daran. Ein wenig ist davon – bei allem Respekt gegenüber der digitalen Produktionsweise – in der Gegenwart verloren gegangen. Werner Blaser muss rechte Freude dabei empfunden haben, seine intellektuelle Begeisterung mit dieser Produktionstechnik verbinden zu können.

Unglücklicherweise wird der Besucher auf die Tatsache zurückgeworfen, dass weit über hundert Bücher, die ja wirklich einen Teil der Biografie Werner Blasers darstellen, zu umfangreich sind, um in einem Essay inhaltlich angemessen gewürdigt zu werden. Allein 18 Bücher über Mies van der Rohe und die Chicagoer Architektur sind es. Von Alvar Aalto, Tadao Ando, Helmut Jahn, Eduardo Souto de Moura über Santiago Calatrava, Renzo Piano und Norman Foster bis hin zu monothematischen Bänden über das Bauernhaus in der Schweiz, islamische Architektur oder Holzhäuser in Tomsk – selten hat ein Mensch seine unbedingte Suche nach Erkenntnis derart konsequent in seinen Büchern ausgelebt. Das Wort des grossen Verlegers Eugen Claassen «In Büchern denken» kommt einem in den Sinn.

«All diese Bücher konnte ich nur machen, weil ich selbst fotografierte», erzählt Blaser, «sonst wäre alles gar nicht zu finanzieren gewesen. Es waren auch keine Auftragsarbeiten. Mit einer Ausnahme habe ich die Projekte immer an den Verlag herangetragen; sehr häufig war das Birkhäuser in Basel. Der Verlag war erst orientiert, wenn ichs brachte. Man hat mir auch nie vorgegeben, was ich machen solle.»

Gleichwohl hadert der kluge Mann mit sich selbst: «Ich habe keinen Abschluss null und nichts – und was mir natürlich fehlt, ist der sichere Umgang mit der Sprache. Das kann ich nicht mehr nachholen. Mit einer akademischen Ausbildung wäre mir das besser bekommen; dann wär ich postmodern geworden wie all meine Kollegen. Ich muss wie ein Löwe um jede Formulierung kämpfen...»

Das merkt man Blasers Texten allerdings nicht an, im Gegenteil – sie verkörpern eine schlichte Eleganz ohne rhetorische Arabesken, sind knapp, aber ausgewogen, warmherzig und konzis und begleiten den Leser auf mehreren Ebenen. Wer seinen Ton wahrnehmen will, gehe auf www.albertschilling.ch/erinnerungen/blaser.htm. Blaser hat dort eine Reminiszenz an den Bildhauer Albert Schilling geschrieben, mit dem er in den Sechzigern an der Friedhofsanlage Bromhübel in Arlesheim zusammengearbeitet hatte.

Die eigene Architektur kommt bei den Schilderungen Blasers kaum vor, Blaser erklärt auch warum: «Ich war eigentlich nie ein Baumensch, ich habe mich selbst mehr mit Möbeln beschäftigt.» Er ist immer bei den Möbeln geblieben und auch das Interieur in seinem Haus in Bottmingen besteht aus Blaser-Möbeln. Das Wichtigste sei eine Lagerhalle in Weil am Rhein. Daneben führt die Architektur-Webseite Archinform zwar noch weitere Projekte auf, die werden aber von ihm nur cursorisch behandelt.

Und dann steht ja noch das Archiv an. Unmengen von Dias, Negativen, Zeichnungen und Büchern warten auf eine sinnvolle Kategorisierung. Sind es 10 000 oder 20 000? Blaser weiss es nicht. Aber sicher ist, dass in «Werner Blaser Living Archive» die gestalterische Lebenserfahrung einer ganzen Generation steckt, nicht einfach nur das persönliche Archiv eines älteren Herrn.

Seit Jahren wird Blaser regelmässig über Mies van der Rohe interviewt. Inzwischen interessiert man sich nicht nur für Mies, sondern auch für Blaser. Als er letzts erzählte, er plane eine Ausstellung über Mies, meinte die Berliner Kuratorin Wita Noack, das sei schon gut, aber sie hätten gern auch eine Ausstellung über Blasers Arbeit. Damit ist die kollektive gestalterische Wahrnehmung bei einem der wichtigsten Schweizer Vermittler angekommen. Denn wer Werner Blasers Rolle in der modernen Gestaltung richtig würdigen will, nimmt ihn als einen solchen wahr, als einen Menschen, der andere an seinen Erkenntnissen teilhaben lässt und für die Schönheit der Dinge begeistern will.

Basel hat ihm ebenfalls viel zu verdanken. Er ist Initiant der Basler Architektur-Vorträge (später Architektur Dialoge Basel), einer Vortragsreihe, auf der im Laufe der Jahrzehnte alles, was in dieser Profession Rang und Namen hat, aufgetreten ist, und auch unabhängig von den vielen erfolgreichen Ateliers in der Stadt wäre Basel ohne Werner Blaser nicht jener architektonisch so spannende Ort, der er zweifelsohne ist. Blaser verkörpert zudem jene Generation, deren Faible für Gestaltung und Architektur sich nicht in der akademischen Ausbildung ausprägte, sondern die selber suchte, sich selbst ihre Meister fand und sich vieles selbst beibrachte. Gefragt, warum er mehrere Bücher über Tadao Ando gemacht habe, gibt der ruhige, freundliche Herr eine symptomatische Antwort: «Weil er auch ein Autodidakt ist, mehr mit dem Bauch arbeitet und damit auch sehr nahe bei Mies in seiner inneren Einstellung ist.»

Bevor der Besucher den Architekten verlässt, gehen wir noch in den Keller. Dort steht ein grossräumiges Modell des Lagerhauses von Weil am Rhein, jenes Gebäude, das der alte Herr bei seiner strengen Selbsteinschätzung gerade noch durchgehen lässt. Es ist ein Stahlskelettbau, schlicht, folgerichtig, einfach nach mies'schem Kriterium «Weniger ist mehr».

Als wir wieder die Treppe hochgehen, sprechen wir weiter über Bücher, und wieder findet in einem Nebensatz eine typische Haltung Blasers ihren Ausdruck: «Über Calatrava habe ich drei Bücher gemacht. Aber wenn die Leute dann so berühmt werden, dann distanzieren ich mich.»

Das ist es wohl, was ihn ausmacht: Wenn keine weitere Erkenntnis mehr gewonnen werden kann, dann wendet sich Blaser ab und richtet seine neugierigen, melancholischen Augen auf etwas Neues, auch noch mit 87 Jahren. Man darf weiterhin gespannt sein.

Bernd Zocher

Ein Denk- (und Handlungs-)Anstoss der Groupe Romandie

Normen und Kreativität!



Raft Table for & Tradition – von Norm.Architekts.Kopenhagen.

Als Resultat eines Podiumsgesprächs schlagen wir vor, sich intensiver mit dem Widerspruch zwischen Normen und Kreativität zu beschäftigen, um die gegenseitigen Einflüsse besser zu erfassen. Das Interesse daran resultiert aus unserem beruflichen wie privaten Alltag, in dem unsere Umgebung durch Normen beengt und die Kreativität immer mehr verplant wird.

In kreativen Berufen ist der Begriff der Normierung umstritten. Sie wird in der Tat oft als Zwang empfunden, der uns nervt und begrenzt. Andererseits helfen Normen jedoch, unsere Arbeit zielgerichtet zu erledigen. Eine Debatte über die Beziehung dieser beiden Elemente zueinander gäbe die Möglichkeit, die einfache Kritik zu überwinden und den treibenden Mechanismen innerhalb dieses Grundwiderspruchs nachzugehen. Mögliche Themen könnten sein:

- die Rolle der Normierung bei Bau und Industrialisierung in der Architektur: Vereinfachung der Prozesse, Einsparung, «Demokratisierung der Produkte», genormte Bauteile;
- Führt die Normierung zwangsläufig zur Uniformität?
- Normen bilden die Standard-Vorlösung gewisser Probleme, womit ein Zeitgewinn im freien Prozess der Kreativität entstehen kann. Ist das immer so?

- Was ist die Rolle des Gestalters in einer Welt, die normierter, gesicherter und kontrollierter wird? Wo liegt seine Handlungsfreiheit?
- Die Zunahme der Normen führt zu sich widersprechenden Regelwerken. Ist das eine Chance? Stellt sie eine Möglichkeit dar, die Freiheit zu ergreifen, oder ist sie ein zusätzliches Hindernis, welches den kreativen Prozess blockiert?
- Können Normen die Quelle von Kreativität sein?
- Wie äussern sich Normierung und Standard in künstlerischen Berufen?
- Welche Herausforderungen bringen Normen mit sich?
- Warum gibt es so viele Normen?
- Wer hat einen Vorteil davon?
- Warum gibt es so viel Bedürfnis nach Sicherheit?

Eine Hypothese

Heutzutage sind Normen aus Versicherungsgründen, Komfort und Gerechtigkeit entwickelt worden und nicht etwa, um kreatives Entwerfen zu vereinfachen, wofür sich unsere Vereinigung einsetzt.

Wir verstehen Normen als ein Basisverzeichnis, auf welches sich jeder beziehen kann, um neue Lösungen für spezifische Bedürfnisse in unterschiedlichen Projekten zu finden.

Das Problem besteht nicht in der Normierung oder Reglementierung an sich, sondern in der Tatsache, dass jede Norm individuell entsteht. Die widersprüchlichen Effekte stammen aus der Konfrontation mit anderen Normen und machen ihre Anwendung schwierig oder sogar unmöglich. Die Kreativität verschiebt sich in die Interpretation oder im Suchen nach Kompromissen, die in gemischte und sinnlose Lösungen münden.

Der SWB engagiert sich gegen mehr Reglementierung und für einen grösseren Anwendungsspielraum, passend zu den Zielen eines jeden Projektes. Zudem unterstützt er eine engere Kooperation zwischen den Berufsleuten und den Institutionen, die die Anwendung der Normen prüfen. Wir stehen also für eine Verminderung der Norm und ein Empfehlungssystem, das viel beweglicher ist und sich besser an die Eigenschaften der Welt, in welcher wir heute leben, anpasst.

Mit der Verkleinerung der Anzahl der Normen müssen die Grundaspekte jeder Norm neu in einem breiteren Anwendungsrahmen erlassen und überlegt werden; wir appellieren damit an die Verantwortung eines jeden in seiner Beziehung zu seiner Umgebung. Statt einen starren Zwang auszuüben, soll die Norm einen Weg zeigen, der zur Suche nach neuen Lösungen ermutigt.

Engagement

In diesem Rahmen stellt sich der SWB gegen die Vereinheitlichung und Standardisierung unserer Welt. Er setzt sich aber auch gegen die Gleichförmigkeit und jene Einschränkungen zur Wehr, die uns systematisch zu Lösungen führen, die bereits erprobt sind. Zudem werden wir Schritte gegen formelle, unbewegliche und vermindernde Gütezeichen sowie gegen das Ausstellen von Brevets, die kreative Berufe verhindern, unternehmen.

Yves Dreier, Amalia Jimenez und Ana-Ines Pepermans für die Groupe Romandie

28. Oktober 2011: Schule für Gestaltung Basel

Fokus Farbe



«Fokus Farbe» findet alle zwei Jahre an der Schule für Gestaltung Basel statt, um ihre Tradition eines differenzierten Umgangs mit Farbe zu pflegen und für interdisziplinäre Anregungen und Diskussionen zu öffnen.

2011 ist Farbe im Objekt- und Produktdesign thematischer Schwerpunkt, und vier renommierte Dozenten stehen für die Vortragsreihe zur Verfügung.

**Aurel Aebi/atelier oï:
Möbel- und Objekt-design**

«atelier oï vermeidet es, in seinen Projekten Farbe als Make-up zu verwenden. Farbkom-

positionen entstehen durch das Arrangieren von Materialien.»

**Martin Leuthold/Jakob Schlaepfer:
Textildesign**

«Die <Zeitgeister> aller Kulturen sind die grössten Inspirationen neben der Natur. Ich sammle Farben wie andere Menschen Briefmarken.»

Tobias Glaser: Automobil-design

«Farbe reflektiert die Zeit, in der ein Produkt entsteht. Sie ist eine Justiergrösse für die Lebenswelt der Nutzer und nicht zuletzt ein Symbol für Marke, Markt und Wert.»

Jeroen van Rooijen/NZZ: Mode

«Es ist an der Zeit, sich einem neuen Verständnis von Mode zuzuwenden – die Mode von morgen entsteht auf der Strasse, sie wird von den Menschen gemacht, nicht mehr in den Designstudios der Créateurs.»

Informationen

Wo: Schule für Gestaltung Basel
Gebäude auf der Lyss, Vortragssaal
Spalenvorstadt 2
4051 Basel

Wann: 28. Oktober 2011, 13.30 bis ca. 18.00 Uhr
(erster Vortrag um 14.00 Uhr)

Kosten: Pro Person Fr. 95.–, Schüler und Studenten Fr. 40.– (Bestätigung erforderlich)

Weitere Informationen und Anmeldung unter www.sfgbasel.ch/fokusfarbe2011

Kontakt für Rückfragen:
julia.kazis@sfgbasel.ch oder
sekretariat@sfgbasel.ch

Impressum

«werkbrief»
Publikation des Schweizerischen
Werkbundes SWB

Redaktion dieser Ausgabe:
Bernd Zocher

Bilder:
Claudia Britt, Deutscher Werkbund, Limmat Verlag, Christian Lutz, Werner Erne, Schule für Gestaltung, Basel

Erscheinungsweise
Der «werkbrief» erscheint so zweimonatlich wie möglich oder von Fall zu Fall und wird Mitgliedern des SWB sowie Interessierten per Mail versandt. Gedruckte Exemplare können bei der Geschäftsstelle des SWB angefordert werden:
swb@werkbund.ch oder telefonisch:
+41 (0)44 272 71 76.

Redaktionsschluss dieser und Redaktionsschluss der nächsten Ausgabe
26. 8.2011/26.10.11

Redaktion und Geschäftsstelle SWB
Schweizerischer Werkbund SWB
Limmatstrasse 118
8031 Zürich
Telefon +41 44 272 71 76
swb@werkbund.ch
www.werkbund.ch

So erreichen Sie uns:
Montag bis Donnerstag:
9 bis 12 und 14 bis 17 Uhr
Freitag: 9 bis 12 Uhr

Für Sie gelesen:

Brasilia – Chandigarh: Mensch und Stadt

Man stelle sich vor: Die Schweiz beschliesst Ende des 19. Jahrhunderts, eine Fläche zweimal so gross wie Bern für die Planung einer modernen Hauptstadt für mehrere Hunderttausend Bewohner auf einer dünn besiedelten, hochalpinen Ebene der Inner-schweiz urbar zu machen.

Nach einer ersten zähen Phase der Grundsteinlegung wird gut 50 Jahre später die Reissbrettplanung mit den Mitteln und Ideen der Nachkriegsmoderne in weniger als vier Jahren umgesetzt, und Tausende Staatsangestellte ziehen Anfang der Woche aus gewachsenen Bevölkerungszentren des Landes an den Ort der Arbeit und der Verwaltung, um am Ende der Woche vor der Eintönigkeit der hastig aus dem Boden gestampften Stadt in die kulturellen Zentren des Landes zu flüchten. Eine im wahrsten Sinne des Wortes fantastische Vorstellung.

Auf einer zentralen Hochebene Brasiliens wurde diese Fantasie 1960 mit dem Bau der Hauptstadt Brasilia Realität. Fast gleichzeitig setzte ein Architekt namens Charles-Édouard Jeanneret-Gris seine städtebaulichen Vorstellungen auf Wunsch Jawaharlal Nehrus, dem ersten Ministerpräsidenten Indiens, im Bau von Chandigarh in Nordindien um.

In beiden Städten fiel gestalterischer Wille der internationalen Moderne auf fruchtbaren, politischen Boden. Und gerade weil die Debatte um die exemplarische Gründung dieser beiden Städte die Fachwelt bis heute polarisiert, fallen drei grossformatige, sorgfältig hergestellte Bücher auf. Es sind erhellende Rückschau auf Anspruch und Realität architektonischer Postulate der 50er- und 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts, wie Funktionalismus, aber ebenso die Vorstellung, mit einer optischen Befreiung der Architektur von den Zwängen der Schwerkraft eine Befreiung der Gesellschaft beflügeln zu können.

Im Bildband «Brasilia» dokumentiert der Schweizer Magnum-Fotograf René Burri sowohl die Entstehung der von 1956 bis 1960 hastig aus dem Boden gestampften Stadt, als auch die Zeit danach, nämlich 1977 und 1997. Er zeigt, was von den Absichten der Architekten und Planer Lúcio Costa und Oscar Niemeyer geblieben ist, was gar nie umgesetzt wurde oder was längst dem Zahn der Zeit zum Opfer fiel. Die Reportagefotografien zeugen von der Sensibilität des Fotografen und seinem Bewusstsein für die *Comédie humaine*.

Die Vermutung, dass Brasilia die erhoffte Erschliessung des vernachlässigten Landesinneren massgeblich beeinflusst hat, wird durch dieses Buch sicherlich nicht widerlegt. Um eine neu gegründete Stadt für die Menschen attraktiv zu machen, reicht eine stabsmässig organisierte, funktionelle Planung natürlich nicht aus. Fasziniert streift das Auge über die in Bildern festgehaltenen Szenen. Der neutrale Begleitton der Bildlegenden lässt den Betrachter über die komplexen planerischen Aufgaben und deren eigene Limitierung nachdenken. Zurecht wird im Buch auf den Umstand hingewiesen, dass mit dem Regierungsviertel Brasiliens die Forderung eingelöst wurde, Architektur sei «nicht eine einfache Sache der Ingenieurskunst, sondern eine Äusserung des Geistes...» (Oscar Niemeyer).

Dem ehemaligen Architektur- und Entwurfsprofessor der ETH, Arthur Rüegg, gelingt es, im Essay «René Burris Reisen nach Brasilia» die Gründung Brasiliens in den historischen Kontext zu betten und ein Bild des Fotografen und seiner Arbeitsweise zu skizzieren. Da verzeiht der Leser dem Herausgeber ungefiltert übernommene, zeittypische Formulierungen des Architekten wie zum Beispiel: «... Die <Superquadras> basieren auf Postulaten Le Corbusiers; sie lassen noch heute den parkartig gestalteten Boden ungehindert unter den Baukörpern durchfliessen.»

Einen anderen Ansatz zum Thema Mensch und Stadt verfolgt der Bildband «Brasilia – Chandigarh». Aufnahmen aus dem 21. Jahrhundert der beiden Städte spüren der Frage nach, wie Bewohner zweier moderner Stadtgründungen mit Manifesten der internationalen Moderne umgehen und sich die in Beton und Glas fixierten Utopien zu eigen machen. Nicht ein Vorwort führt den Bildband ein, sondern ein «Zwischenwort» des niederländischen Autors Cees Noteboom, wie eine Klammer um zwei zehntausende Kilometer voneinander entfernte Städte. In diesem Zwischenwort reflektiert Noteboom über den Gestaltungswillen des Menschen und seine Fähigkeit, sich den selbst gestellten Bedingungen anzupassen. Was macht eine Stadt aus? Wo beginnt sie und wo hört sie auf? Was ist der menschliche Massstab bezogen auf die Stadt?

«Brasilia – Chandigarh» steckt voller bildhafter Einsichten, mit den Mitteln der Fotografie von Iwan Baan dermassen auf den Punkt gebracht, dass der Hunger auf Betrachten, auch anderer Städte, geweckt wird.

Das Buch «Chandigarh 1956» schliesslich erzählt ausführlich aus kunsthistorischer, architektonischer, aber auch sozialpolitischer Sicht die Entstehungsgeschichte Chandigarhs als neue Hauptstadt des Punjab in den Jahren nach der Staatsgründung Indiens 1947. Aufhänger sind die Werke des Schweizer Fotografen, Gestalters und Verlegers Ernst Scheidgger, mit denen er sich der vielfach heraufbeschworenen «neuen Ästhetik» annahm. Wie René Burri ein Mitglied der «Zürcher Schule» und der dokumentarischen Fotografie verpflichtet, hoffte er genau dieser Sachlichkeit und dem Kult der ästhetischen Perfektion zu entfliehen. Seine geschulte, geduldige Beobachtung gibt Räumen, Formen und Mustern in den Fotografien fast mythische Bedeutung. Das Alltägliche reiht sich vor der Kulisse des Monumentalen auf. Die fotografische Dokumentation der im Vergleich zur Archi-

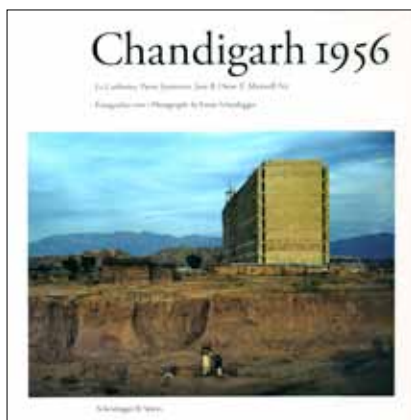
tektur archaischen Arbeitsprozesse erzählt von Widersprüchen einer aufstrebenden, jungen Nation zwischen traditionellen und modernen, westlichen Lebensformen.

Der Kunsthistoriker Stanislaus von Moos wirft spannende Fragen zur Rolle der Fotografie in der Architektur auf. Er zeigt auch den schmalen Grat zwischen rein dokumentarischer Fotografie und Dokumentationsfotografie als Vehikel für Inszenierungen und Imagekampagnen. Der Betrachter fragt sich unweigerlich: Was faszinierte damals mehr? Die Magie der Modernisierung oder die Magie der Modernität? Vergleiche zu fotografischen Dokumenten Brasiliias liegen da auf der Hand.

Die Architektin Maristella Casciato zeichnet aus Briefwechseln der Protagonisten Le Corbusier, Pierre Jeanneret und dem Ehepaar Jane B. Drew und E. Maxwell Fry ein äusserst differenziertes, lebendiges Bild von zwischenmenschlichen Beziehungen und Problemstellungen bei der Umsetzung westlicher Architekturvorstellungen in einer fremden Kultur.

Verena Huber Nievergelt würdigt schliesslich Ernst Scheideggers Indienreise und seine Dokumentation des Baus von Chandigarh.

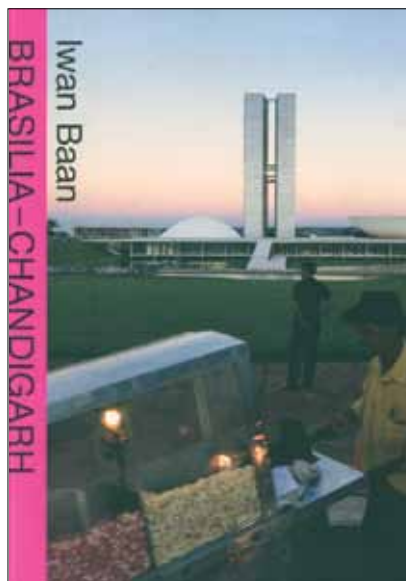
Als besondere Trouvaille stellt sich ganz am Ende die bisher nie veröffentlichte Buchmaquette Ernst Scheideggers von 1956 heraus, die dem Buch seinen Namen gab. *Stephan Cuber*



Le Corbusier, Pierre Jeanneret, Jane B. Drew, E. Maxwell Fry | CHANDIGARH 1956
Fotografien von Ernst Scheidegger
Verlag Scheidegger & Spiess, 2011
ISBN: 978-3-85881-222-3



René Burri | BRASILIA
Herausgegeben von Arthur Rüegg
Verlag Scheidegger & Spiess, 2011
ISBN: 978-3-85881-307-7



Iwan Baan | BRASILIA - CHANDIGARH
Living with Modernity
Lars Müller Publishers, 2010
ISBN: 978-3-03778-228-6

Tropical Gift

Guillaume, Franzose, 30-jährig, arbeitet als Angestellter einer französischen Ölfirma in Nigeria. Er meint: «Nigeria ist ein grässliches Land – nur das Business ist phantastisch. Hier ist alles Rollenspiel – ein Spiel, das man gewinnen muss, denn wenn ich nicht als erster alles packe, was das Land zu bieten hat, dann macht ein anderer den Schnitt.»

Selten ist ein Fotoessay mit derart wenig Text ausgekommen und hat gleichwohl alle Aspekte seines Themas erschreckend deutlich dargestellt. Mehrere Reisen führten den Genfer Fotografen Christian Lutz nach Nigeria, jenes Hauptförderland für Öl, in dem über 90 Prozent der Bevölkerung nur rund 2 Dollar am Tag verdienen. Dabei hatte er vor allem jene vorwiegend weissen Händler und Manager im Blick, die das Geschäft mit dem Öl am Laufen halten – und was man sieht, ist erschreckend.

Man erblickt eine Gated Community, die in ihren Villen hinter Stacheldrahtverhauen lebt und sich in Festen selbst feiert – auf der anderen Seite ein Land, dessen Flüsse und Felder im wahrsten Sinne des Wortes im Öl schwimmen. Lutz erspart sich tiefsinnige Essays. Er ergänzt seine Bilder mit kurzen Statements der Akteure und zeigt so unkaschiert die koloniale Speerspitze der westlichen Industriegesellschaften, die in ihrer Ölgier über Landschaft und Leichen geht. Zu Recht hat der Band im letzten Jahr den deutschen Foto-buchpreis gewonnen. *Bernd Zocher*



Christian Lutz
Tropical Gift
The Business of Oil and Gas in Nigeria
Gebunden, 96 Seiten, ca. Fr. 55.–
Lars Müller Publishers, Baden 2011.

Gegenüber – Gedichte, Orte, Befindlichkeiten

Für ein gemeinsames Buchprojekt haben sich der Fotograf Werner Erne und der Autor Markus Kirchhofer zusammengesetzt. Erne stellt in zwei langen Bildsequenzen im wörtlichen Sinne ebenso merkwürdig-«natürliche» wie «konstruierte» Fotos aneinander. Die erste Sequenz zeigt den Zürcher Kreis 5, jenes Quartier, in dem Erne aufgewachsen ist. Mit der Bildfolge entwickelt er einen ruhigen Blick auf dieses schweizweit bekannte Quartier, dem die von den elektronischen Medien gepflegten Aufregungen völlig abgehen – auffällig ist höchstens, dass der Kreis 5 sehr viel internationaler ist als die Mehrzahl der Schweizer Gemeinden. Die fast kontemplative Stille der Bilder beeindruckt.

Mit seinen lakonischen Gedichten fügt der Lyriker Markus Kirchhofer einen besonderen Akzent hinzu, denn mit seiner chiffrhaften Dichte gelingt es ihm, den Bildern zudem einen besonderen poetischen Charme abzugewinnen, die den stummen Orten eine Adresse geben.

Für den zweiten Teil hat Erne Fotomotive mit unterschiedlichen Dreiecken, Quadraten und Kreisen angereichert. Was zuerst irritiert, erweist sich schnell als das, was er auch meint, Grundformen menschlicher Ordnungssuche und gleichzeitig die Entwicklung neuer Perspektiven. Wir werden Zeuge, wie das Auge bei der Bildsuche selbst Ordnung schafft, in dem es gliedert und strukturiert. Auch hier vermitteln Kirchhofers dreizeilige Gedichte einen engmatischen Kontrapunkt.



Alex Werth | Gegenüber
Fotografien: Werner Erne
Gedichte: Markus Kirchhofer
Gebunden, 112 Seiten, Fr. 47.–



Die Kunstkommission im Rathaus der Stadt Aarau würdigt die Arbeit von Werner Erne mit einer Ausstellung vom 19. September bis zum 16. Dezember 2011

Vernissage:

Freitag, 16. September 2011, 19.00 Uhr

Begrüssung: Carlo Mettauer, Vizeammann

Einführung: Bernhard Lehner, ZHdK

Saxophon: Rolf Bürli

öffentliche Führung:

Sonntag, 23. Oktober 2011, 11.00 Uhr

Ort: Rathaus Aarau, Rathausgasse 1
geöffnet Montag bis Freitag,
8.00–11.30 und 14.00–17.00 Uhr,
Donnerstag bis 19.00 Uhr
www.aarau.ch

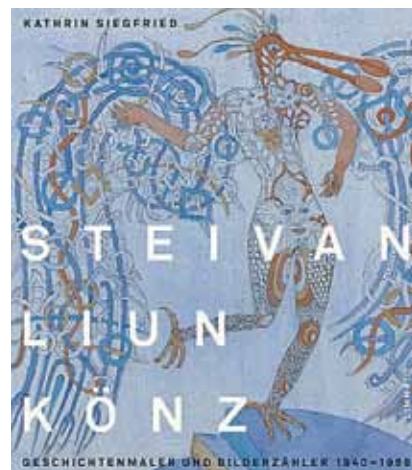
Ein Traumgänger im Leben

Mit Steivan Könz hat die Schweiz einen Künstler, der von einem breiteren Personenkreis lange nicht wahrgenommen wurde. Er «verschwand» sozusagen hinter seiner Mutter, der «Schellen-Ursli»-Autorin Selina Chönz. Dabei ist er in weiten Teilen Graubündens (und nicht nur dort) durchaus präsent – wenn man es weiss. Könz hat nämlich mit einer aus Italien stammenden Sgraffiti-Technik in den frischen Fassadenverputz Muster und ganze Bilder eingeritzt. Insgesamt hat er ein komplexes Werk hinterlassen, nicht nur, weil er in vielen Techniken

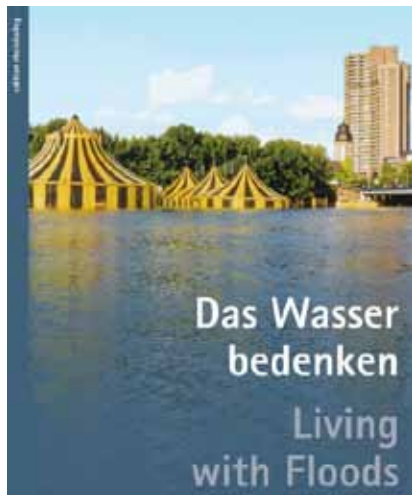
arbeitete – Gouachen, Wachsbilder, Radierungen, Stiftzeichnungen, Fotografien –, sondern auch, weil sich seine Kunst gängiger modischer Umschreibungen entzog. Unglücklicherweise ist er mit nur 58 Jahren an Krebs gestorben.

Die Kunsthistorikerin und Kuratorin Kathrin Siegfried hat mit ihrer Metapher vom Narren viel von dem beschrieben, was seinen vielschichtigen Charakter ausmachte: «Wie der Narr eine unauflösbare Mischung aus Unzulänglichkeit und Geschick, Komik und Tragik ist und als Person hinter seinen vielen Masken unfassbar bleibt, war auch Könz kein Mann aus einem Guss, sondern jemand, der scheinbar Unvereinbarers in sich vereinte.»

Ihr sorgfältig ediertes Werk im Limmat Verlag zeigt nicht nur einen repräsentativen Ausschnitt seiner vielseitigen Arbeit, sondern folgt sensibel seinem Lebensweg. Zudem ist es gut zu lesen, was bei Künstlerbüchern keine Selbstverständlichkeit ist. Die erfolgreiche Präsentation seines Werks in der Galerie Willi Christen im Juli in Zürich zeigt, dass er erst jetzt richtig zur Kenntnis genommen wird.



Kathrin Siegfried | Steivan Liun Könz –
Geschichtenmaler und Bildererzähler
1940 – 1998
Gebunden, 268 Seiten ca. Fr. 68.–
Limmat Verlag, Zürich 2011
Erhältlich in der Galerie Willi Christen
Freiestrasse 135, 8032 Zürich;
Telefon 044 380 70 30
Mail: wem.christen@bluewin.ch



Wer den Titel des Buches «Das Wasser bedenken» zum ersten Mal hört, bedenkt vielleicht im ersten Durchgang alles Mögliche, verbindet es aber nicht mit dem Rhein. Doch in dem Masse, wie die grossen Wasserstrassen industriekompatibler werden, steigt neben den natürlichen Gefährdungen auch jene, die durch die menschlichen Eingriffe hervorgerufen sind.

Hochwasserschutz ist das Thema. Und die 1. Vorsitzende des Rheinkollegs, Professor Monika Daldrop-Weidmann, postuliert in diesem Rahmen auch: «Hochwasserschutz ist Baukultur.»

Im Zusammenhang mit dem 3. Internationalen Rheinland-Pfalz-Preis des Rheinkollegs 2008 kamen insgesamt 59 Einsendungen zusammen, darunter auch ein preiswürdiger aus dem Kanton Nidwalden.

Die jetzt in diesem Zusammenhang herausgegebene zweisprachige Publikation (englisch/deutsch) fasst nicht nur die bemerkenswertesten Beiträge zusammen, sondern lässt Fachleute verschiedener Disziplinen unter verschiedenen Gesichtspunkten zu Wort kommen, was den Band zu einem wertvollen Vademecum zum Thema Hochwasserschutz werden lässt.

Folgerichtig schreibt Monika Daldrop-Weidmann auch: «Der vorliegende Katalog will Ideengeber, Fundus und Arbeitshilfe sein für Planungsaufgaben bei Flüssen.

Rheinkolleg e. V. | Das Wasser bedenken – Living with Floods
Klappenbroschur, 136 Seiten
edition rheinkolleg, Speyer 2011



Spaziergang durch die Eremitage Arlesheim

Gut besucht war die Führung durch die Eremitage Arlesheim, die am 16. April auf Einladung der Ortsgruppe Basel stattfand. Die Eremitage ist mit einer Fläche von rund 40 Hektaren der grösste englische Landschaftsgarten in der Schweiz.

Der Spaziergang durch das frühlinghafte Grün hatte mit Dr. Vanja Hug eine kom-

petente Begleitung. Hug ist die Autorin des Buches «Die Eremitage in Arlesheim» (Worms 2009). Sie kennt jede Komponente des Gartens, und so konnte sie entlang der Entwicklung der Eremitage seit der Gründung 1785 ein Tableau europäischer Gartenbaukunst entfalten.



Da ist Platz frei – zu vermieten

In unserem Büro (80 m²) sind ab 1. 12. 2011 ca. 4 Arbeitsplätze zu vergeben. Zusätzlich stehen ein Sitzungszimmer (6–8 Pers.), ein Garten, Küche, WC, Drucker und Internetanschluss zur Mitbenutzung zur Verfügung. Für Workshops und grosse Sitzungen haben wir einen 80 m² grossen Mehrzweckraum, der ebenfalls gemeinsam genutzt werden kann. Ort Mühlemattstrasse 56, Aarau, nahe Aare, je 7 Minuten

vom Bahnhof und Zentrum entfernt. Die Miete inkl. Nebenkosten beträgt Fr. 450.–/Mt. & Platz. Einzelbilder sind zu sehen unter http://www.fischteich.ch/buero_atelierplaetze_in_angenehmer_gesellschaft!/-de_tr54ntp.html

fischteich
Mühlemattstrasse 56 | 5000 Aarau
Telefon 062 823 06 66 | www.fischteich.ch